

BESPRECHUNGEN

Philosophie

RENTSCH, Thomas: *Gott*. Berlin: Walter de Gruyter 2005. 232 S. Br. 19,95.

Der Unterschied der Kulturen und die politische Relevanz der Einschätzung von Religion werfen auch in der Öffentlichkeit die Frage nach Gott auf. Kann hier – trotz der vielen Richtungen gegenwärtigen Denkens – die philosophische Besinnung hilfreiche Orientierung bieten? Der Autor, der an der Technischen Universität Dresden Praktische Philosophie lehrt, stellt sich dieser schwierigen Aufgabe. Er tut das in diesem handlichen Büchlein in einer Sprache, die auch für interessierte Menschen, die nicht Fachphilosophen sind, zugänglich sein dürfte. Dabei berücksichtigt er, wie sich bedeutende neuzeitliche Denker seit Kant – besonders Hegel, Kierkegaard, Heidegger und Wittgenstein – mit der klassischen Tradition der Frage nach Gott in der Philosophie kritisch und weiterführend auseinandergesetzt haben. Zugleich wird gezeigt, wie auch andere Philosophen des 20. Jahrhunderts dazu Stellung bezogen haben.

Das erste Kapitel sucht auf Perspektiven aufmerksam zu machen, die sich als unzureichend für eine angemessene Behandlung der Gottesfrage erwiesen haben: Weder eine Objektivierung nach dem Vorbild von Einzelwissenschaften noch eine unverbindliche Privatisierung und Subjektivierung werden der Aufgabe gerecht.

Im zweiten Kapitel zeigt sich der besondere methodische Zugang des Autors. Hier wird seine Vertrautheit mit evangelischer Theologie und vor allem mit dem in seinem früheren Wirkungsbereich Konstanz lebendigen methodischen Konstruktivismus

fruchtbar. In einer „Prototheologie“ geht es darum, den lebenspraktischen Zusammenhang aufzuzeigen, von dem her Fragen wie jene nach Gott überhaupt erst gestellt werden können und ihren Platz in unserem Leben finden. An Beispielen unserer Lebensgestaltung und Sprache sucht er auf jene Momente aufmerksam zu machen, in denen sich ein Bezug auf Dimensionen unseres Lebens anzeigt, die unser Leben tragen, die aber zugleich über das alltäglich Beachtete hinausführen. So zeigt er eine Transzendenz in der Immanenz auf. Diese erst kann einen Hintergrund für ein Verständnis dessen geben, worum es in der Beziehung zu Gott geht.

Philosophisch kann dann „Gott“ verstanden werden „als Name für den selbst unfaßbaren, einzigartigen Grund bzw. das Daß der absoluten Transzendenz der Sinneröffnung in der konkreten, realen, je einmaligen Immanenz“ (89). Dieser Zugang erlaubt es Rentsch, die Relevanz auch mancher religiöser, zum Beispiel christlicher Glaubensgehalte, aufzuzeigen, und sie von Mißverständnissen abzuheben, die durch anthropomorphe Formulierungen nahegelegt werden. Von da aus fällt auch Licht auf bleibende Einsichten klassischer Philosophischer Gotteslehre. Daß diese nicht weiter entfaltet werden, liegt wohl daran, daß es dem Autor um Zugänge zu Gott aus dem zeitgenössischen Denken heraus geht und nicht darum, wie etwa bei Karl Rahner oder Bernard Lonergan vom Lebensvollzug her Einsichten, die für früheres Denken und Sprechen über Gott tragend waren, neu zu erschließen und dadurch herkömmliche religiöse Sätze in ihrem Bezug zum konkreten Leben deutlich zu machen.

Das dritte Kapitel führt hinein in die Diskussion der philosophischen Richtungen, von denen heute viel die Rede ist und die gegenwärtige Anliegen aufgreifen. Verständnissvoll und geschickt wird herausgearbeitet, wie hier die in den vorausgehenden Kapiteln erarbeiteten Strukturen wiedergefunden werden können. Hier können wertvolle Informationen über Anliegen bekannter Philosophen entdeckt werden. Wer sich der Mühe unterzieht, den Hinweisen und der Gedankenführung des Autors zu folgen, erhält eine gute Orientierungshilfe für eine eigene begründete Urteilsbildung – auf die es ja in solchen grundlegenden Fragen unseres Lebens ankommt. Als Fachkollege habe ich mich über diese interessante eigenständige Weiterführung prototheologischer Bemühungen in Zusammenschau mit aktuellem Philosophieren gefreut.

Otto Muck SJ

MARION, Jean-Luc: *Die Öffnung des Sichtbaren*. Paderborn: Schöningh 2005. 119 S. (ikon. Bild + Theologie. 11.) Br. 19,90.

Als elfter Band der beachtenswerten Reihe „ikon. Bild + Theologie“ ist erfreulicherweise ein erstes Buch des französischen Philosophen Jean-Luc Marion (geb. 1946) in deutscher Übersetzung erschienen. In ihm sind vier Aufsätze des Autors aus den Jahren 1985 bis 1987 und einer von 2001 vereint, die durch eine Einleitung der beiden Übersetzer und eine (Auswahl-) Bibliographie gerahmt werden. Die Aufsätze sind nicht sehr umfangreich (ca. 20 Seiten) und setzen einiges Vorwissen beim Leser voraus; sie kreisen um das Thema Malerei. Wie es für den ehemaligen Herausgeber der französischen Ausgabe von „Communio“ charakteristisch ist, scheut Marion nicht vor Bezügen zur Theologie zurück, sondern spricht sie explizit an. Er schreibt vor dem Hintergrund der Phänomenologie Edmund Husserls und versucht, dessen Philo-

sophie durch die Annahme eines „gesättigten Phänomens“ (110f.) abzurunden.

Idealtypisch geht Marion von begrifflichen Gegensatzpaaren aus: Sichtbar – Unsichtbar (25–45 u. 47–65); Idol – Ikone (67–83 u. 85–104); Intuition – Konzept (105–111), um „ein absolut neues Phänomen“ (47), ein „Phänomen par excellence“ (63) zu beschreiben. Dieses stamme nicht aus dem Begreifen- und Definieren-Wollen des Betrachters, sondern schenke sich ihm. Konsequenterweise entzieht Marion auch das Entstehen des Bildes der Willenskraft des Malers, weil dieser nach seiner Meinung mehr sieht „als das Sichtbare“ (49) und sich durch ihn das Unsichtbare zu erkennen geben will. So ist weder der Maler Herr seines Bildes, noch ist es der Betrachter: Wenn dieser sich selbst im Bild wiedererkennt, dann spiegelt es ihn wider, und er betrachtet ein Idol, das seinen Erwartungen und Begierden entspricht. Das Idol kennzeichne unsere „Zeit des Nihilismus“ (98), der Marion schon vor dem Aufkommen des Internet und der Privatsender ein Abhandenkommen des Originals attestiert.

Das Medium Fernsehen verdoppelt nicht die Welt, sondern die eigentliche Welt findet auf der Mattscheibe in Bildern statt (vgl. 67–74). Der Fernsehschirm schirmt von der Realität ab, wohingegen die Ikone nicht nur angesehen wird, sondern auf den Betrachter zurückschaut. Der Betrachter einer Ikone verläßt unfreiwillig den Standpunkt des Voyeurs und sieht sich erblickt, so daß sich sein Blick mit dem des Unsichtbaren überkreuzt: „Mit meinem unsichtbaren Blick erblicke ich einen unsichtbaren Blick, der mich in den Blick nimmt“ (76). Für seine Interpretation der Ikone bemüht Marion das Bilder-Konzil von Nizäa (787); er ist von der Idee eines „Typus des Kreuzes“ fasziniert. Er konstruiert eine (gewagte) Analogie zwischen dem Opfer Jesu am Kreuz, durch das dieser den unsichtbaren Willen